

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 41 (1900)

Artikel: Barbara Fleckenstein : eine Erzählung aus den Tagen der Hexenprozesse
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Barbara Fleckenstein.

Eine Erzählung aus den Tagen der Hexenprozesse.



I.

Das verhängnisvolle sechszehnte Jahrhundert, das so viel Weh und Verwirrung über Europa brachte, nahte seinem

Abschlusse. Tausende und Tausende durch die neue Lehre verführter Menschen hatten der alten Kirche den Rücken gekehrt und sich vom Glauben ihrer Väter abgewendet. Auch in die Schweiz war die Neuerung eingedrungen und hatte die Bewohner dieses glücklichen Landes in blutigem Bürgerkriege entzweit. Aber in den Herzen der Urschweizer fand der neue Glaube keine Aufnahme, sie hielten treu und fest zur katholischen Kirche, zu ihren Lehren und Gebräuchen.

Damals lebte auch im Herzen des Volkes der Waldstätte eine heilige, religiöse Begeisterung für die Geheimnisse seiner Religion und besonders für jene Begebenheiten des Heiles, die seit alten Zeiten in den ergreifenden Oster- und Passionsspielen oder den sogenannten Mysterien zur Darstellung kamen.

Besonders war es die Stadt Luzern, wo unberührt vom Geiste der neuen Zeit, die Liebe zu diesen religiösen dramatischen Darstellungen bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein, fort-dauerte. In den letzten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts erreichten dieselben ihren Höhepunkt und der Staat schenkte ihnen eine besondere Aufmerksamkeit.

Die Anregung zum „Passionspiel“ ging gewöhnlich von der Bruderschaft zur Dornenkrone aus, die sich um das Jahr 1470 gebildet und seit 1480 verpflichtet hatte, alle fünf Jahre zu Ehren der fünf Wunden Christi ein geistliches Drama aufzuführen.

In den achtziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts gestaltete sich die Aufführung der Passion unseres lieben Herrn und Heilandes

unter der kundigen Oberleitung des Herrn Stadtschreibers Renwart Eysat zu einer der schönsten und glänzendsten, die Luzern je gesehen. Gerne erteilten die gnädigen Herren und Obern eines wohlweisen Stadtrates ihre Genehmigung zur Aufführung, und zahlreich liefen die Anmeldungen besonders aus der aristokratischen Klasse ein, am Spiele sich zu beteiligen. Jeder wollte eine Stelle, einen sogenannten Stand übernehmen, der eine begehrte für sich den Salvatorstand, d. h. er wollte den Erlöser vorstellen, ein anderer war so bescheiden, die Rolle des Gott Vater für sich in Anspruch zu nehmen, andere begnügten sich mit einem Juden-, Engel- oder Weiberstand. Meister Eysat aber waltete streng seines Amtes als Regent, und die Verordneten, welche die Tauglichkeit der Spielenden „zu erdauern“ hatten, nahmen die Sache sehr ernst. Als der Rathsherr Raxenhofer seine gnädigen Herren um den Tüffelstand bat, wurde ihm dieser nur bewilligt „in Ansehen seiner Person.“

Endlich war die längst ersuchte Osterzeit gekommen und der für die Aufführung des Spiels bestimmte Tag — ein lieblicher Maimorgen, angebrochen. Auf dem Weinmarke, dem seit alters her üblichen Spielplatze war alles sorgfältig vorbereitet. Rings herum in der Höhe des ersten Stockwerkes zogen sich die Tribünen für die Zuschauer, sie hießen die „Spektanten-Brüginen“. Heute genügten sie aber nicht, alle die neugierigen und frommen Zuschauer aufzunehmen; diese hatten sich an den Fenstern der Häuser, in den Erkern, auf den Dächern und Vordächern, kurz, wo immer ein Plätzchen zum Zuschauen sich bot, aufgestellt. Schon hatten Rat und Geistlichkeit sich auf den bevorzugten Plätzen niedergelassen und neugierige Augen musterten die verschiedenartigen Gegenstände, die bereits zur Verwendung beim Spiele aufgestellt waren. Zwischen den beiden Erkern des Hauses zur „Sonne“, des Stammsitzes der Familie Fleckenstein prangte der Himmel, d. h. ein Balkon vom Theater aus durch eine Treppe erreichbar, mit kostbaren Kirchenparamenten geziert und mit einem Vorhange versehen. Dort hing auch die goldene Sonne; sie war auf der Rückseite blutrot bemalt, damit beim Tode Christi diese Seite her-

vorgekehrt und so die Verfinsterung angedeutet werden konnte. Im Laden des Hauses befand sich der Hof oder Aufenthaltsort des Erlösers und nicht weit davon das mit grünen Tannbäumchen umsteckte Paradies. Schon harvte auch Adam, bei der Brunnenbrücke versteckt, auf seine Erschaffung und eine in den Boden eingelassene gewaltige „Stande“ stellte den Teich Siloe dar; der Berg Sinai, der zugleich als Delberg dienen sollte, war schon aufgerichtet, und der schöne Brunnen auf dem Weinmarktplatz mit Brettern überdeckt. Dort sollte der Heiland gezeißelt und sein Leichnam in's Grab gelegt werden. Vor allem zeichnete sich der Tempel mit dem Chore und der Bundeslade aus; aber die meisten Augen waren auf eine bemalte, vorhangartige Leinwand gerichtet, welche die unterste Seite des Spielplatzes abschloß — das sogenannte Höllenmaul, ein fraßenhaftes Gesicht mit weit aufgesperrem Rachen.

Langsam hallen jetzt sechs mächtige Schläge vom Zeitturm auf der Mausegg herab, die Hälse der zahlreichen Zuschauer auf dem Platze, an den Fenstern und auf den Dächern recken und strecken sich. „Jetzt müssen sie kommen!“ tönt es von Mund zu Mund. „Seht da nahen sie!“

Vom Kornmarkt her zieht ein bunter Zug heran; es sind die Agenten oder Schauspieler, die in der Kapelle zu St. Peter zuerst eine hl. Messe angehört und sich dann geschminkt, gepudert und sonst zurecht gemacht haben.

Auf dem Spielplatze angekommen, gebieten die Engel in einem kurzen Gesange Stillschweigen, dann erschallen die Harsthörner, die Trompeten fallen ein und der pater aeternus schreitet, von Engeln begleitet, zum Himmel. Abermals mahnt der Fähnrich des Proklamators die Zuhörer zur Ruhe, der Proklamator reitet vor, zieht den Helm ab und spricht, den Blick zum Himmel gerichtet:

„Allmächtiger Gott, Herr Jesu Christ,
Der du on anfang gsin vnd bist,
Himmel vnd erden beschaffen hast,
Dem Firmament gegeben glast, (Glanz)
Berlych vnns wyßheytt, krafft vnd stür
Entzünd in vnns diner liebe für,
Vnd schick vns diner gnaden flammen!
Die deß begehrend, sprechend Amen!“

„Amen!“ ertönt es kräftig durch die Reihen der Zuschauer, dann kniet die Menge andächtig nieder und betet ein Vater unser, das Ave und den Glauben. Wie sich das betende Volk wieder erhebt, steht der Regent des Spieles, Herr Stadtschreiber Kenwart Cysat bereits auf seinem hervorragenden Platze am obern Ende des Tempels, und das Spiel nimmt seinen Anfang. Laullos lauscht die andächtige Zuhörerschaft den Worten des hl. Kirchenlehrers Gregorius, der von seinem Katheder herab den Inhalt des ersten Aktes darlegt. Langsam steigt der ewige Vater die Himmelsleiter herab, geht auf die Brunnenbrücke zu, wo bereits Adam versteckt liegt, nimmt den neben Adams Grube befindlichen Lehmkloß in die Hände und formiert ihn. Jetzt haucht er ihn an, läßt ihn unbemerkt fallen und zieht dafür den Adam aus seiner Grube hervor.

In ähnlicher Weise vollziehen sich nun der Reihe nach die wichtigsten Ereignisse des alten Testaments vor den Augen des staunenden Publikums, der Sündenfall, die Strafe, Cain und Abel, Abraham und Isaak, Esau und Jakob, Moses mit den Juden bilden den Gegenstand der folgenden Akte. Ganz besonders freut sich die städtische Jugend, wenn das Manna vom Himmel fällt. Dasselbe besteht aus einem Gebäck von der Form und Größe eines Schillingß und wird „durch einen starken blast durch“ gemachte hölzine Tünkel, Rören oder Instrument von 4 orten uß 4 hüßern gegen einander über



Der Proklamator reitet vor.

den platz oben zu Tächern usß gähling usßspeit“ und von den Juden in „selkame förblin“ gesammelt. Auch der Wasserfelsen, ein mit einem steinfarbenen Tuche überzogenes Faß, in das an verschiedenen Stellen leicht zerbrechliche Hahnen angebracht sind, tritt nun in Aktion. Kräftig schlägt Moses mit seinem Stabe auf die Gläseröhren und das Wasser ergießt sich in Strömen.

Aller Augen sind auf die herbeieilenden trinkenden Juden gerichtet und die Aufmerksamkeit steigert sich, wenn Moses vom ewigen Vater den Befehl erhält, dem Volke die Gesetze zu geben und wenn die Rauchmacher im Innern des Sinai ihres Amtes zu walten beginnen und der Rauch dicht qualmend aus den Ritzen des Sinai emporsteigt. Die „Tonderer“ auf den Estrichen der anstoßenden Häuser erregen vermittelt der Donnerfässer ein furchtbares Krachen, Schüsse knallen und die Harsthörner ertönen, und der pater aeternus verläßt den Himmel und besteigt den rauchqualmenden Berg Sinai. — Während Moses zum ewigen Vater hinaufsteigt, bricht im Judenvolke die Empörung aus, das goldene Kalb wird gegossen und aufgestellt und tanzend und singend hüpfen die Juden um das Gözenbild.

Hei, wie gespannt das Publikum lauscht und horcht, schaut und staunt — kein Auge ist von der Handlung abgewendet. — Und doch — Einer unter den entzückten Spektanten hat für all das, was um ihn vorgeht, kein Gefühl und kein Interesse. Es ist ein schon bejahrter Mann und seine schwarzen Haare sind bereits mit weißen gemengt. Einfach aber vornehm gekleidet, scheint er den höhern Ständen anzugehören und der Wirt zu den Metzgern hat für ihn und seine Begleiter die besten Plätze an den Fenstern seines Gasthauses vorbehalten. — Doch weder der rauchende Sinai, noch die heulenden und hüpfenden Juden vermögen ihn zu fesseln — während etwas anderes im gegenüberliegenden Hause zur Sonne seine volle und ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen scheint. — Freilich ist es auch da nicht der künstliche Himmel mit der vergoldeten Sonne und den Prachtteppichen, es ist nicht der pater aeternus, der schon seit einiger Zeit seinen erhabenen Sitz verlassen hat — wohl aber ist es ein freundliches Antlitz, wie das eines Engels, das aus dem gegenüberliegenden Erkerfenster herauschaut und mit leuchtenden Blicken das Spiel verfolgt. Gewiß hätte kein zweites Gesichtchen so zur Rolle eines Engels gepaßt, als das der jüngsten Tochter der edlen Familie

von Fleckenstein, der ernstern und doch so freundlichen Barbara. Zwar durfte sie nicht mitspielen, das verbot die Sitte damaliger Zeit, aber um so eifriger verfolgte sie den Verlauf der Handlung, ohne zu bemerken, daß sie der Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit war.

Der Mann, der seinen Blick von der lieblichen Erscheinung des Fräuleins von Fleckenstein nicht abzuwenden vermochte, war kein Bürger der Stadt Luzern, sondern ein angesehenener und allseitig hochgeachteter Mann aus dem benachbarten Unterwalden, Herr Landesfädelmeister und gewesener Landvogt in Bellenz, Balthasar Zelger von Stanz. Tage schwerer Prüfungen waren über ihn ergangen und erst vor kurzem noch hatte ihm der unerbittliche Tod seine dritte Gattin Apollonia Zuraseller von der Seite gerissen. Kein Wunder, wenn das Haar des Mannes, der zudem die Fünfsziger bereits überschritten hatte, in den letzten Zeiten stark bleichte und der vereinsamte Gatte gerne dem Rufe seiner Freunde folgte, um sich etwas zu zerstreuen. Daher hatte er auch gerne eine Einladung zu den Osterspielen in Luzern angenommen und war gestern abend im Gasthause zu den Metzgern abgestiegen.

Luzern war dem Herrn Landesfädelmeister keineswegs fremd. In jüngern Jahren hatte er bei den Patres Jesuiten, die damals eben in Luzern ihren Einzug gehalten und eine Schule eröffnet hatten, sich dem Studium gewidmet und als Student im Hause Fleckenstein gastliche Aufnahme gefunden. Als er später bisweilen nach Luzern kam, da lernte er auch die kleine Barbara, ein munteres, liebes Mädchen kennen, — heute sah er sie wieder als blühende Jungfrau vor sich und die Tage schöner, im Hause Fleckenstein verlebter Stunden stiegen vor seinem Geiste auf und selige Erinnerungen durchzogen seine Seele. — Möchte er auch bisweilen dem herrlichen Osterspiele seine Aufmerksamkeit weihen, immer und immer wieder schweiften seine Augen nach dem Erker am Hause zur Sonne und hafteten an der freundlichen Erscheinung der mit allen Reizen der Anmut gezierten Jungfrau.

Das Spiel ist zu Ende, die Zuschauer haben den Weinmarkt bereits verlassen und auch die Schauspieler sind zur wohlverdienten Ruhe nach Hause zurückgekehrt — da öffnet sich die Türe des Gasthauses zu den Metzgern. Heraus tritt der Sädelmeister Balthasar Zelger. Er durchschreitet gemessenen Schrittes den Weinmarkt und zieht die Hausglocke an der Wohnung der von Fleckenstein.

II.

Es war am 4. Weinmonat des Jahres 1589 an Feste des hl. Vefenners und Ordensstifters Franziskus, als im Hause der Sonne zu Luzern, dem Stammsitze der Fleckenstein, eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Frauenzimmern sich versammelt hatte. Da waren zugegen die edlen und gestrengen, ehrenfesten und weisen Herren Jost Holdenmeyer, der Säckelmeister Leopold Kerren, ferner die Herren des Rats Kaspar Pfliffer und Nikolaus von Hertenstein, der ehrsame und gelehrte Herr Stadtschreiber Kemwart Cysat, ferner Herr Hauptmann Beat Jakob und Herr Ritter Gilg von Fleckenstein, beide Mitglieder des großen Rats, Hauptmann Jost Grebel, Nikolaus und Hans von Fleckenstein nebst andern vornehmen Herren und Bürgern der Stadt Luzern. Aus Stans waren zugegen die Herren Jost Zelger, Hans Zelger und Sebastian Zelger, alle des Rats, ferner Balthasar Zelgers Sohn, der junge Thomas.

In Gegenwart genannter Herren und ihrer Frauen, Freunde und Verwandten wurde die Tochter des Junker Beat Fleckenstein, die tugend-
same und bescheidene



Jungfrau Barbara Fleckenstein mit dem frommen, ehrenfesten und weisen Herrn Balthasar Zelger des Rats und alt Säckelmeister zu Unterwalden nid dem Kernwald verlobt und ein Ehevertrag berecht, angenommen und beschlossen.

Am darauffolgenden Montag wurde diese „Heirat und Gemachelschaft der heiligen Ehe“ feierlich in der Hofkirche zu St. Leodegar eingeseget und der Bund kirchlich geschlossen. Noch am gleichen Tage nahm die junge Frau unter heißen Thränen Abschied von ihren Lieben, Verwandten und Bekannten und in einem zahlreichen Geleite guter Freunde und Angehöriger fuhren die

Neuvermählten nach Horw, wo sie ein mit Teppichen und Blumen reich verziertes Schiff zur Weiterfahrt aufnahm. Unter den Hochrufen der am Ufer Zurückgebliebenen stieß der Nachen vom Strande und durchschnitt die klare Flut des spiegelglatten Sees. Hinter dem Buchserhorn erhob sich der Mond und goß einen breiten Silberstreifen über die von keinem Winde bewegte Wasserstraße. Schweigend saßen die beiden Gatten neben einander, ihre Herzen waren erfüllt von Wonne und Weh zugleich. „Schau Barbara,“ sagte Balthasar zu seiner jungen Gattin, „schau

wie das Himmelslicht uns strahlt und leuchtet auf unserer Fahrt; möge in gleicher Weise stets auch Gottes Segen unsere Lebensbahn verklären.“

Wie der Herr Säckelmeister diese Worte sprach, da fuhr plötzlich ein Wölklein über das lichte Angeischt des Mondes und einen Augenblick bedeckte tiefes Dunkel den See und Rahn. Leise rauschten die Wogen, einförmig tönte der Schlag der Ruder, das Rieselndes des Wassers, und eine wehmüttsvolle Stimmung durchzog das Herz der jungen Frau. Sie

schmiegte sich enger an ihren Gatten — und sagte leise: „Wie Gott will, auf ihn wollen wir stets vertrauen!“

Am Gestade von Stansstad harrten Freunde und Verwandte aus Stans auf die Neuvermählten und begleiteten dieselben unter Fackelschein und frohem Viederklang in das stättliche Haus im Steinmattli, das Herr Balthasar Zelger auf die Ankunft seiner Braut reichlich hatte schmücken lassen.

Bis spät in die Nacht wurde fröhlich getafelt zu Ehren der Brautleute und der Gäste aus der Stadt Luzern; die Stimmung wurde immer erregter, manch ernster und manch' heiterer Trinkspruch wurde auf Balthasar und seine schöne Braut ausgebracht und an den besten und schönsten Segenswünschen fehlte es nicht. Unter den

Geladenen waltete die Frau des Herrn Hauptmann Fleckenstein als sogenannte gelbe Frau, d. h. sie hatte überall der Braut zur Seite zu stehen, die Tischtücher als Andenken an Verwandte und Gäste zu verteilen und alles Nötige für sie zu ordnen. Als die Mitternachtsstunde heran- nahte, winkte sie heimlich der jungen Frau Bar- bara und verließ mit ihr den Saal, in dem die Gäste versammelt waren. Leise schlichen die beiden nach der Küche, wo noch auf dem Herde ein Häuflein Kohlen glühte. Rasch wurde den- selben neue Nahrung zugesetzt, bald flackerte ein kleines Feuer auf. Jetzt löste die „Gelbe“ den Myrtenkranz vom Haupte der Braut und Bar- bara selber warf denselben mit zitternder Hand in das Feuer. Da loderte die Flamme jäh auf und schlug blutigrot empor — aber ebenso rasch senkte sie sich wieder und der Myrtenkranz selber glühte und glimmte halbverbrannt unheimlich fort.

Barbara war auf die Knie gesunken. „Ein schlimmes, schlimmes Zeichen!“ schluchzte sie. Vergebens suchte die Gelbe sie zu trösten; der alte abergläubische Wahn, es bedeute Unglück in der Ehe, wenn der Kranz der Braut im Feuer langsam verglimme, herrschte damals noch allge- mein. Kein Zureden vermochte daher die bangen Ahnungen zu verschrecken, die auf dem Herzen der armen Barbara lasteten. Bleich und nieder- geschlagen kehrte sie zu der Festversammlung zurück, — sie schützte Ermüdung vor und auf ihren Wunsch begaben sich die Gäste bald zur Ruhe.

Die neue Hausfrau war sich der schweren Aufgabe, die ihrer harrte, wohlbewußt. Sie sollte den schon vorhandenen Kindern eine zweite Mutter werden. Balthasars erste Ehe mit Berena von Büren war ohne Kinderseggen geblieben, seine zweite Gemahlin Barbara von Matt, eine Tochter des Statthalters Jost von Matt und eine Enkelin des Landammann Bünti hatte ihm nur einen Sohn, Thomas geschenkt; derselbe war bereits zum blühenden Jüngling herangewachsen und bei der Vermählungsfeier seiner Stiefmutter zu- gegen. In den nächsten Tagen sollte er in's Tessin verreisen, um sich in der italienischen Sprache auszubilden und da er mit allem Nöti- gen bereits ausgestattet war, sah sich Barbara jeder weitem Sorge für ihn enthoben; dagegen nahmen die zwei Kinder der zu Anfang des lau- fenden Jahres verstorbenen Apollonia Zuraseller ihre mütterliche Sorge nicht wenig in Anspruch. Die kleine Anna zählte erst 8 Jahre und Kaspar

lag noch als unmündiges Kind in der Wiege. Seine Mutter hatte ihm am 28. Mai das Leben geschenkt, dafür aber ihr eigenes Leben geopfert — nun sollte Barbara den hilflosen Kindern eine zweite Mutter werden.

Mit Eifer und Liebe führte Barbara das Hauswesen, freundlich strahlte der Himmel des Glückes über ihrem ehelichen Leben. Am 18. Herbstmonat 1590 schenkte sie ihrem Gatten ein Knäblein. Junker Beat Jakob Feer von Luzern hob dasselbe aus der Taufe, und gab ihm den Namen Beat Jakob. Am 25. Weinmonat des folgenden Jahres wurde die Familie abermals durch einen Knaben Johann Heinrich vermehrt, dem ebenfalls ein Junker aus Luzern, Herr Kaspar Pfiffer, Patenstelle vertrat. Noch segnete Gott die Ehe mit zwei andern Kindern: Melchior und Elisabeth, welchen allen die brave Mutter Liebe zu Gott und Eifer zur Arbeit und Sinn für Ordnung einpflanzte und sie sorgfältig vor jedem bösen Einfluß behütete.

So eilten unter beständiger Arbeit die Jahre rasch dahin, Barbara war glücklich und zufrieden, trotz der damals vielfach schwierigen Zeitverhält- nisse.

Das neue Jahrhundert hatte mit einem Ereignis begonnen, das viele Leute mit Angst und Schrecken erfüllte und sie für die Zukunft nichts Gutes ahnen ließ. Ein gewaltiges Erd- beben, das sich durch Europa und Asien hinzog, hatte auch in der Schweiz und im Kanton Unter- walden nicht unbedeutenden Schaden angerichtet. Die von Ritter Melchior Ruffi im Stempbach hinter dem Kapuzinerkloster erbaute Kapelle, in der ein kunstvolles Gemälde die Versammlung des Konzils von Trient darstellte, wurde von Grund aus zerstört und von einem Erdrusch zugebedekt. Desgleichen wurde eine Kapelle in Oberrickenbach verschüttet, in Buochs, Beckenried, am Bürgenstade wurden zahlreiche Häuser und Scheunen umgeworfen, manches Stück Land, mit Obstbäumen dicht besetzt, von den tobenden Wogen des Sees weggespült oder versenkt, manches Menschenleben dabei eingebüßt. Bis in den Heumonat des folgenden Jahres dauerten die Schrecken dieses Naturereignisses und hielten die Gemüter in beständiger Angst.

Gottlob blieb die Familie des Balthasar Zelger von diesen Unfällen glücklich verschont, doch wurde sie durch ein anderes Ereignis in tiefe Trauer versetzt. Aus Tessin traf nämlich die Nachricht ein, der von Jugend auf etwas

schwächliche Thomas sei dort nach kurzer Krankheit gestorben. — Den tiefsten Eindruck machte diese Trauerbotschaft auf den vom Alter schon gebeugten Vater, er war seither sehr ernst und in sich gefehrt, ja beinahe etwas verschlossen, und seine Freunde und Bekannten sprachen kopfschüttelnd von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Bald stellte sich öfters Unwohlsein bei ihm ein, es fehlte ihm der Appetit zum Essen und so blieb nichts anderes übrig, als den Arzt zu Räte zu ziehen. Dieser, ein erfahrener und tüchtig gebildeter Mann, riet dem Kranken, sich von den Geschäften zurückzuziehen und etwas mehr Erholung zu gönnen. Freundlich ermunterte auch die verständige Hausfrau Barbara ihren Gatten, bisweilen einen kleinen Spaziergang zu machen und wenn es gerade die Hausarbeiten gestatteten, so gab sie ihm gerne das Geleite.

So traf es sich einst, daß beide Ehegatten an einem milden Sommerabend nach Einbruch der Dämmerung von einem gemeinsamen Spaziergang zurückkehrten. Im Niederdorf begegnete ihnen ein Mann, der auf einem zweirädrigen Karren einen mit einem Tuche bedeckten Gegenstand vor sich herschob und stumm und scheu, fast unheimlich an den Beiden vorübereilte. Das sonderbare Benehmen des Mannes machte die Ehefrau neugierig und sie fragte Balthasar, was das wohl für ein Mann sei. — Balthasar, offenbar etwas verlegen, gab eine ausweichende Antwort und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, aber damit kam der gute Herr übel an. Barbara merkte, daß etwas Geheimnisvolles dahinterstecke und von weiblicher Neugier getrieben, ließ sie nicht nach, bis ihr der Mann Auskunft erteilte und ihr erzählte, wie vor einiger Zeit die sog. alte Vitin als Hexe verzeigt und verhört worden sei. Da sie nicht habe gestehen wollen, habe man sie auf die Folter gespannt, das habe aber die alte und schwache Frau nicht ausgehalten, sie sei dem Schrecken und den ausgestandenen Schmerzen erlegen. „Und nun?“ fragte Frau Barbara erschrocken. „Nun hat freilich die alte Vitin kein Geständnis abgelegt,“ sagte Herr Balthasar, „ihre Schuld ist nicht erwiesen, aber da der Argwohn sehr groß ist, und die Weiber sie als Hexe angaben, es ihr auch unter die Augen sagten, so haben die gnädigen Herren und Obern beschloffen, es solle dem Sohne der Vitin gestattet sein, wenn er wolle, die Leiche seiner

Mutter nach Frohnhofen hinabzuführen und dort hinter der Kapelle zu begraben, sonst werde sie verbrannt werden.“

Ein kalter Schauer durchrieselte Frau Barbara. Sie wußte nur zu gut, daß schon zu wiederholten Malen sog. Hexen torturiert, verurteilt und hingerichtet wurden. Wie viele von diesen Unglücklichen waren vielleicht schuldlos, hatten nur in der Angst und unter den entsetzlichen Qualen ein Geständnis abgelegt, das sie später widerriefen. — Barbara wurde schweigsam, ernste Gedanken beschäftigten sie und als sie sich zur Ruhe begeben hatte, störten wirre Träume ihren Schlaf.

Einige Tage waren seither vergangen, Frau Barbara hatte sich wieder etwas beruhigt und den Vorfall von jenem Abend beinahe vergessen, als sie einst an der Küche vorbeiging und drinnen geheimnisvolles Reden zu vernehmen glaubte. Sie blieb an der halbgeöffneten Küchentüre stehen und lauschte. Da hörte sie deutlich, wie die Magd zu jemanden sagte: „Aber wie kann man die Hexen fangen? Sie können doch gewiß verhindern, daß sie gebunden werden und wenn man sie einschließt, so haben sie sicher Mittel, zu entweichen.“ „Ja, das haben sie!“ entgegnete eine schnarrende Stimme. „Das muß schon eine dumme Hexe sein, die man erwischt.“ — Hätte der Bürgenberg-Nazi Trini gewußt, daß Hexen, wenn sie keine Schuhe an den Füßen haben, oder wenn sie die Erde nicht berühren, die Zauberkraft verlieren, sie wäre nie eingesperrt und gefoltert worden. Aber da war einmal der Mann g'scheider, als das Weib.“ „Wie so denn?“ fragte die Magd weiter. „He, der Nazi wußte eben, daß sein Trini eine Hexe war, und wollte es sich ab dem Halse schaffen — chaust denken! Wie hat er es nun angekehrt? Er hat Einen b'stellt, der mußte eines Tages zu ihm kommen und thun, als ob er ihm Holz abkaufen wolle. Also der Mann kam und lud zwei Klaster Buochig's auf seinen Wagen. Jetzt sagte der Nazi zu seiner Frau: „Hast du nicht gestern g'sagt, du habest ein Paar neue Schuh nötig. 'S ist nicht derwert, wegen einem einzigen Paar den Schuhmacher auf d'Stör kommen zu lassen. Weißt du was? Geh' nach Stanz, kannst ja mit dem Mann da fahren, und kauf dir selber Schuh, die dir passen.“ Dessen war das Trini zufrieden. Nun meinte der Nazi, es sei kalt und schlecht Wetter, 's Trini solle statt der Schuhe Finken anlegen und auf das Fuder Holz hinaufsitzen.

Al! das ließ sich das dumme Trini g'fallen und zuletzt sagte der Ratsherr gar noch, man müsse seine Frau mit einem Seile anbinden, sonst könnte sie appendrohlen. Jetzt war das Trini überlistet, die dumme Hexe gefangen. Ist ihm recht geschehen, warum war's so erzdumm, das Trini!"

Jetzt konnte Barbara, die Wort für Wort verstanden hatte, sich nicht länger halten; rasch trat sie in die Küche. — Aber wie erschrock sie, als sie bei den Mägden auch die jetzt etwa 14 Jahre alte Stieftochter Anna erblickte. Alle saßen um ein altes, zerlumptes Weib, das Chropf- leni, wie man es nannte, herum und horchten zu, wie dieses seine Spuckgeschichten zum Besten gab. Einen Augenblick stutzte Barbara, dann fuhr sie die Alte an: „Wie kannst du vor meinem Kinde und vor meinen Dienftboten solche Dummheiten erzählen. — Anna — sofort gehst du in die Stube und hinter deine Schulaufgaben!“ Dann sagte die Hausfrau zum Leni: „Leni! Ich habe zwar nichts dagegen, wenn du in meiner Küche bisweilen etwas Abspeisen holst — ich gönne sie dir gerne; aber rede künftig vor meinen Leuten nicht über solch' thörichte Sachen, wie heute und besonders vor Kindern sei vorsichtig mit deiner Zunge, sonst wäre es mir lieber, du kämest mir gar nicht mehr ins Haus.“ „He, he!“ nälelte das Chropf- leni, „wie mögt ihr so aufbegehren, wegen dem G'schichtlein, das ich soeben erzählt habe. Ach pah! Aber Stadtdamen, die an allen Thüren losen, haben halt zarte Nerven. Nichts für unguot, Frau Säckelmeisteri, aber ich kann einewäg leben ohne das Bizli trockenes Brod, das ich hier geschenkt bekomme. Schurzygen lasse ich mich nicht, am wenigsten von solchen, wie ihr eine seid, Säckelmeisteri!“ So lärmte und schrie die alte Bettlerin, ihre kohlschwarzen Augen funkelten und schossen Blitze. Im Nu war sie durch die Küchenthüre verschwunden und die Stiege hinuntergehuscht. Drunten vor dem Hause aber erstellte sie sich noch einmal, ballte ihre Fäuste und stieß laute Drohungen aus.

Die Frau Säckelmeister schaute erschrocken dem Chropf- leni nach — plötzlich fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, das böse Weib möchte am Ende selber eine Hexe sein und die Macht besitzen, ihr und ihrer Familie zu schaden. Ein kalter Schauer fuhr durch ihre Glieder, sie kam den Gedanken nicht mehr los. Obgleich in den Wahrheiten des Glaubens hinlänglich unterrichtet, war Barbara doch nicht ganz unberührt geblieben

von den damals herrschenden abergläubischen Ansichten, wie sie beim Verbrennen des Myrtenfranzes bewiesen hatte. Daher wurde sie jetzt von einer förmlichen Angst gepeinigt und als ein paar Tage später eine Verschlimmerung im Zustande des Herrn Landesfäkelmeister eintrat und derselbe kurz darauf nach Empfang der hl. Sterbsakramente verschied, da konnte es der schwergeprüften Frau niemand ausreden, daß nicht das Chropf- leni seine Hand im Spiele gehabt.

III.

Lange dauerte es, bis die tiefe Wunde, welche ihr der Tod ihres Gatten geschlagen hatte, im Herzen der Frau Barbara Fleckenstein zu vernarben begann. Ihre Kinder thaten alles, was sie konnten, die tiefgebeugte Mutter wieder aufzurichten und ihr durch Liebe und Gehorsam Freude zu bereiten. Von ihren Stieffindern lebten noch Kaspar und Anna. Kaspar zeichnete sich schon früh im Staatsdienste aus und bekleidete in spätern Jahren die Stelle eines Zeugherrn, Obervozt's, Landesfähdricht's und Landvogt's in Mendrisio. Anna blieb unvermählt und unterstützte ihre Stiefmutter in Führung des Hauswesens. Barbaras leibliche Tochter Elisabeth verhehelichte sich ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters mit dem jüngsten Sohne des Herrn Landammann Ritter Andreas Lussy, Herrn Melchior Lussy, dem spätern Landvogt im Thurgau. Gott segnete ihre Ehe mit zwei Kindern, Andreas, der am 12. Herbstmonat 1618, und Maria Magdalena, die am 22. Heumonats 1623 das Licht der Welt erblickte. — Die drei Söhne der Barbara Fleckenstein widmeten sich theils dem Staatsdienste, theils dem Kriegesleben.

Einen freudigen Tag erlebte die geprüfte Witwe Barbara, als ihr ältester Sohn Beat Jakob im Jahre 1619 sich mit Kleopha Zimfeld vermählte. Der Vater der Braut war einer der geachtetsten und angesehensten Männer nicht nur des Nachbarantons Obwalden, sondern der gesamten Schweiz. Im gleichen Jahre zum Landammann und Bannerherr erwählt und schon frühe zum Ritter ernannt, verwaltete er die Landvogteien in den freien Aemtern und wurde später als Gesandter nach Rom geschickt, um dem neugewählten Papst Gregor XV. zu gratulieren und zugleich die Seligsprechung des Bruder Klaus zu empfehlen. Er war auch einer der größten Wohlthäter der Kapuziner und der Klosterfrauen in Sarnen.

Wie glücklich war Frau Barbara, die Tochter eines so edlen Mannes als Schwiegertochter in ihr Haus aufnehmen zu dürfen. Die Sonne eines neuen Glückes schien ihr aufzugehen und ihr einen freudigen Lebensabend anzukünden. Aber die Gedanken der Menschen und die Wege der Vorsehung sind verschieden, und auch für Barbara folgten auf die kurzen Tage des Glückes finstere Nächte schwerer Prüfung.

Wenige Wochen nach seiner Vermählung mußte Jakob Beat seine junge Gattin und seine Mutter verlassen und mit Melchior seinem Bruder ins Feld ziehen. „Unter dem ersten Landtsfährndlin,“ so schreibt der Chronist, „welches am 10. August 1620 Gott dem Allmächtigen zu Ehren, auch erhaltung vnserer wahren katholischen Religion vnd Beschirmung vnserß geliebten Vaterlandts, der Bernerischen oder Zürcherischen gewalt, so vorhabenß wider die katholischen in Bünten zu ziehen, widerstandt zu thuen, bis ghu Steinen zog, befand sich harnischtragender Herr Beat Jakob Zelger — Jung Melchior Zelger, Jung Hansz Zelger vom Rotsberg u. s. w.“

Als nämlich im Jahre 1620 Zürich und Bern die Reformation in den drei Bünden begünstigten und sie unterstützten, da erhoben sich die sechs katholischen Orte einmütig dagegen und erklärten sich bereit, jeden Zuzug mit Gut und Blut abzuwehren. Auch Unterwalden sandte seine Krieger ins Feld, darunter die beiden Brüder Beat Jakob und Melchior Zelger. Wohl mochte die Brust der jungen Männer mit Begeisterung erfüllt sein, um so banger schlugen dagegen die Herzen ihrer Mutter und der jugendlichen Gattin des Beat Jakob. Als die Trommeln und Pfeisen erschallten und die gedehnten Klänge des Harshornes sich hören ließen, da zeigten sich auf der Vorlaube des Hauses im Steinmattli Frau Barbara mit ihrer Tochter und Schwiegertochter und dem zu Hause zurückbleibenden Sohne Joh. Heinrich, um die Scheidenden vorüberziehen zu sehen. An der Spitze des Fähnleins ritt Beat Jakob als erster Harnischtragender und grüßte freundlich hinauf zu Mutter und Weib und auch der rüstig einerschreitende Wachtmeister Melchior winkte beim Vorbeimarschieren den lieben Seinen ein Lebewohl zu. Mit thränengefülltem Auge schaute die Mutter ihren lieben Söhnen nach, der Abschied fiel ihr gar so schwer, da erblickte sie unter dem Nußbaum neben dem Hause ein altes Weib, das grinsend den Zug mit seinen Blicken begleitete und dann haßerfüllt zum Hause

des Säckelmeisters hinaufschaute. Ein jäher Schreck durchzuckte Frau Barbara — jenes Weib war das Chropfeli, das ihr jedesmal in den Weg trat, wenn ein großes Unglück sie bedrohte. — Bange Ahnungen und dunkle Befürchtungen durchzogen ihre Seele. „Ach Gott, was mag wohl meinen Söhnen bevorstehen! Rette sie, o Herr, aus jeder Gefahr!“

Damals herrschte in Nidwalden und überhaupt in der Schweiz ein recht buntes aber auch ein etwas zügelloses Leben. Das Soldaten- und Kriegswesen, besonders das Reisläufen verwilderte die Sitten. Ganze Regimenter und Heereszüge wurden für Frankreich, Spanien und Savoyen durch die Gesandten dieser Mächte angeworben, denn selten wurde von den Kantonen die Bewilligung dazu versagt. Reiches Sold und große Pensionen wurden in Aussicht gestellt — aber nicht immer entsprach der Erfolg den gehegten Erwartungen. Selten wurden solche Zuzüge auf längere Zeit behalten, nicht selten aber wurden dieselben nach kurzer Zeit wieder abgedankt und ohne Entschädigung nach Hause geschickt. So füllte sich das Land mit abgedankten Soldaten, denen die Arbeit zur Last war, mit allerlei herrenlosem, liederlichem Gesindel, das sich brodlos und ohne Beschäftigung herumtrieb und die Sicherheit der Personen und des Eigentums gefährdete. Daher häuften sich die Verbrechen in erschreckendem Maße und selbst die strengsten Maßregeln der Regierung erwiesen sich als nutzlos. Nicht selten suchte dieses herumvagierende Gesindel durch allerlei Künste und Zeichen das Volk zu bethören und ihm Schrecken einzujagen. Bei der kindischen Zuneigung zum Aberglauben, der damals so viele Leute beherrschte, fanden diese Mittel leichten Erfolg und so bildete sich nach und nach die Furcht vor Heren und Gespenstern. Traten schädliche Naturereignisse ein, fuhr ein Ungewitter, ein Hagelschauer daher, brach unter dem Vieh eine Krankheit aus oder zerfraßen die Raupen den Chabis im Garten, so mußten es Heren gewesen sein, die mit ihren Zauberruten, mit Salben und Pulver und geheimnisvollen Sprüchen das Unheil anrichteten. Gestand dann eine Unholdin unter den Qualen der Folter, solche Zauberverke gethan zu haben, dann wurde der Wahn zur Gewißheit und Verdacht und Schrecken breiteten sich immer weiter aus.

Begreiflich, daß unter solchen Umständen und bei der Erinnerung an das, was dem Tode des Herrn Balthasar vorausgegangen war, auch im

Herzen der Frau Barbara die Angst vor den Hexen erwachte und daß ganz besonders gegen das Chropflein der schlimmste Argwohn in ihr auftauchte. Sie war seit dem Augenblicke, als sie das Weib in der Nähe des Hauses gesehen, ganz erregt und voll Unruhe, man sah es ihr an, daß etwas sie drückte. — Ihre Tochter Anna und die Schwiegertochter Kleopha gaben sich alle Mühe, durch freundliches Bitten, den Grund ihres Kummers und ihrer Aufregung zu erfahren. — Endlich gelang es ihnen, hinter das Geheimnis zu kommen, — aber alles Zureden, das Chropflein sei sicher nicht zu fürchten und wisse nichts von Zauberei u. dgl., half nichts — Frau Barbara blieb auf ihrem Wahn veressen.

Frauen, sagt man, sind erfinderisch, und so wußten auch Anna und Kleopha einen Plan auszuhecken, der nach ihrer Ansicht das letzte Mittel enthielt, die gute Mutter zu beruhigen. —

Im Jahre 1620 war ein neuer Pfarrer nach Stanz gekommen, Mathias Barmettler. Rasch hatte der seeleneifrige Mann durch seine musterhafte Frömmigkeit, seinen Eifer, seine kluge Besonnenheit, die Herzen seiner Pfarrkinder für sich gewonuen — auch Frau Barbara setzte ein unbedingtes Vertrauen auf ihn. Anna wußte, daß der neue Pfarrer besonders in Bezug auf das Hexenwesen sehr vernünftige und nüchterne Anschauungen hatte und das damalige Vorgehen gegen die unglücklichen Unholdinnen sehr bedauerte, ja verurteilte. Sie begab sich daher heimlich zu ihm, erzählte ihm von dem Argwohn und der Angst ihrer Mutter und bat ihn, gelegentlich dieselbe zu besuchen, zu belehren und zu trösten. Der Herr Pfarrer war sofort bereit, Annas Wunsch zu entsprechen und verabredete mit ihr die Zeit und Art seines Besuches, um denselben möglichst zufällig erscheinen zu lassen.

Als am folgenden Tage Frau Barbara auf Annas Einladung sich mit ihr und Kleopha in den Garten vor dem Hause begab und die Frauen mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt sich dort niedersetzten, kam wie zufällig der Herr Pfarrer des Weges daher und grüßte sie freundlichst. Als er an Frau Barbara die Frage richtete, wie es ihren Söhnen im Felde ergehe, lud ihn die Frau Säckelmeister ein, bei ihnen Platz zu nehmen, und der Herr Pfarrer folgte ihrer Einladung. Ein Wort gab das andere und nicht lange dauerte es, so machte auch Frau Barbara ihrem Kummer Luft und sprach die Besorgnis aus, es möchten die vielen Unholdinnen im Lande den Krieg hinein-

gezaubert haben und im Stande sein, ihren Söhnen irgendwelchen Schaden zuzufügen. Pfarrer Barmettler hörte die Frau Säckelmeister ruhig an, dann sagte er: „Die hl. Schrift lehrt uns, daß es gute und böse Geister gibt und daß diese dem Menschen nützlich oder schädlich sein können. Aber ihre Macht reicht nur soweit, als es Gott zuläßt. Daß der Mensch zu dem Teufel in nähere Beziehung treten und sich von ihm beeinflussen lassen kann, auch daran ist nicht zu zweifeln und die hl. Schrift mahnt und warnt daher vor Zauber, Wahrsagerei u. s. w. Trotzdem ist es ein sehr gefährliches Wagnis, jede außerordentliche Erscheinung gleich als Hexerei darzustellen. Gar vieles geschieht um uns, das wir wegen unserer mangelhaften Kenntniß der Naturkräfte nicht begreifen können, das aber doch auf sehr natürliche Weise geschieht. Solches sehen thörichte Leute oft gar zu schnell für Hexerei an. Die Kirche hat immer gegen den Aberglauben gekämpft und es ist traurig genug, daß gerade in unserer Zeit der Hexenwahn und der Glaube an Unholden überall und selbst bei uns verbreitet ist. Wie viele bekennen auf der Folter, sie seien Hexen, nur damit sie der schrecklichen Marter los werden.“ So sprach der Herr Pfarrer und Frau Barbara horchte aufmerksam auf seine weisen und belehrenden Worte. Als er aber ermahrend beifügte: man müsse immer und in allen Dingen auf Gott vertrauen und auf seine allerbarmende Liebe und nie vergessen, daß der Herr zwar die Menschen prüfe, aber nie über das Maß ihrer Kräfte und daß er ihr Beschützer und Retter sei zur rechten Zeit, da ergriff Barbara dankbar die Hand des frommen Seelenhirten und versprach ihm, jeden Argwohn und jede eitle Furcht zu unterdrücken und allein auf den Herrn zu vertrauen. —

Seither war Barbara viel ruhiger und die Zeit belehrte sie, daß ihre Furcht eine unbegründete war. Nachdem sich die kleine Schar der nidwaldnerischen Krieger am Sattel und bei Rothenthurm gelagert hatte, auch genügend besoldet und verpflegt worden war, kehrten dieselben nach kurzer Zeit wohlbehalten und frohgestimmt nach Stanz zurück.

Wenn auch die Worte des Pfarrer Mathias Barmettler auf manche seiner Pfarrkinder nicht ohne großen Einfluß geblieben waren, so vermochten dieselben doch dem Hexenwahne nicht zu steuern, derselbe nahm besonders gegen Ende der Zwanzigerjahre immer mehr überhand. Niemals

waren die Gerichte Nidwaldens so mit Arbeit überhäuft, wie damals. Man erschauert beim Durchgehen der Protokolle aus dieser Zeit. Im einzigen Jahre 1628 wurden über 24 Landtage hinzurichtender Herren wegen gehalten und innert 15 Monaten wurden mehr als 80 angebliche Unholdinnen teils gefoltert, teils hingerichtet, oft 4—5 an einem Tage. Wegen der großen Anzahl dieser Fälle von Unholderei wurden daher auf Geheiß eines gefessenen Landrates jedem Ratsmitglied 100 Pfund und dem Landammann Johann Zelger, dem Herrenrichter, 1000 Pfund als Sitzgeld vom Säckelmeister zu geben befohlen.

Mit der Wahl und Besoldung eines Herrenrichters war niemand weniger einverstanden, als das Chropfleni. Dazu hatte das Leni seine guten Gründe. Schon im Jahre 1593 war dasselbe der Hererei verdächtig angeklagt, examiniert und peinlich verhört worden. Doch bekannte das Weib, wie die Landrats-Protokolle berichten, „nüt Lutters“ und dasselbe wurde daher aus der Gefangenschaft entlassen mit dem „lutern Anhang,“ daß keiner ihrer Söhne zu ihr ins Haus ziehen, oder in seinem eigenen Hause sie in Schutz nehmen dürfe, damit weder die Nachbarn noch andere Leute künftig etwas Arges von ihr zu leiden hätten.

Sollten über sie Klagen ergehen, so „sellen mein Herren jeder Zyt gewaldt han, sy villicht widerumb an die Ordt vnd endt, da sy iets gsin old sunst noch gestalt dr sachen sy nach ihro Verdienen ze straffen.“

Seither war das Leni schrecklich verbittert, denn sein Erwerb war keineswegs ein ehrlicher und fremdes Gut war vor ihm wenig sicher. Aber das Leni war mit den Jahren immer schlauer und pfiffiger geworden und ließ sich nicht mehr so leicht erwischen. Die hohe Obrigkeit hielt zwar ein scharfes Auge auf die Bagantin gerichtet, aber bis jetzt hatte das Chropfleni es meisterlich

verstanden, jedem Konflikt mit den Gnädigen Herren und Obern aus dem Wege zu gehen. Klug genug, öffentlich zu schweigen, machte es seinem Aerger um so mehr unter Seinesgleichen Luft. So eines Tages, als das sog. Wärzenbabeli, Barbara Salzmann von Neudorf, St. Luzern, dem Leni einen Besuch abstattete.

„Hast du's schon g'hört?“ fragte Babeli nach kurzer Einleitung. „Hast du's schon g'hört, was si z' Stans wieder G'scheides erfunden haben?“ „S wird wohl öppis Appartiges sein!“ sagte Leni, „vielleicht ein neues Folterwerkzeug, um die Herren zu foltern.“

„Hast nicht weit gefehlt“, entgegnete Babeli, „hast nicht weit gefehlt, Leni! aber die Maschine hat zwei Beine und lauft umher und kann essen und trinken und braucht dafür Geld, viel Geld, grußig viel Geld. — —

Herrenrichter heißt die Maschine und kostet jährlich tausend Pfund!“

„Tausend Pfund!“ kreischte das Chropfleni und sprang entsetzt auf, so daß die Katzen, deren eine hübsche Anzahl im Stübli zugegen waren, in wilde Verwirrung gerieten und die zahme Krähe entsetzlich zu schreien begann. — „Tausend Pfund“ lärmte Leni weiter, „tausend Pfund dafür, daß er unschuldige Leute foltert und quält, aufhängt und verbrennt — er — der



„Tausend Pfund!“ kreischte das Chropfleni.

Schinder, der Mörder! Aber wart, er wird für sein Handwerk einst schon noch einen andern Lohn bekommen, den er besser verdient hat. Da siehst du wieder einmal die reichen Herren, wie sie dafür sich bezahlen lassen, daß sie die Armen schinden und rädern. — Aber, wir arme Teufel müssen 's Maul halten, dürfen uns nicht roben noch rühren. Aber sag mir, wer ist Herrenrichter? Ist's immer noch der Hans Zelger z' Hostätten?“ „Ja, präzis, der ist's,“ lautete die Antwort. „So, so, der Zelger!“ murrte Leni weiter. „Nun, da braucht der Herr Herrenrichter nicht weit herum-

zulaufen, wenn er Hexen sucht — er findet deren genug unter seiner nächsten Verwandtschaft — hä, hä! — Dem alten Balz sein Weib, das Fleckensteiner Babi — ja, ja! das ist grad die Rechte, — der soll der Herr Hexenrichter einmal einen Besuch machen, hä, hä!“ „Ich kann sie auch nicht leiden,“ sagte das Wäzzenbabeli. „Die stolze Städlerin schaut mich nicht einmal an; obwohl ich auch eine Luzernerin bin.“ „Und eine Here so gut, wie sie,“ lachte Leni. „Mich reut nur eins, und das ist, daß ich damals nicht tüchtig ausgepackt und nicht ein paar Hexen genannt habe, als sie mich zu Stans innen am Seil schief an die Diele hinaufgezogen. Wenn man nur sagt: die und die seien Hexen, flugs glauben sie alles! — Verstehst mich, Babeli? Weißt du was, wenn uns der Hexenrichter zu nahe kommt, dann wehren wir uns! Jeder Esel schlägt aus, wenn man ihm zu nahe kommt und die Wespen stechen, wenn man gegen sie sich wehrt.“ In ähnlicher Weise berieten sich die zwei Weiber noch lange, bis sie haß- und racheerfüllt am Abend spät sich trennten.

IV.

Es mochten etwa vierzehn Tage vergangen sein, seitdem die beiden Weiber sich besucht und gegenseitig mit Rachelust erfüllt hatten. Eine drückende Hitze lag schon am Morgen auf dem Lande, die Schwalben schossen in raschem Fluge über den ausgedörrten Boden dahin, die Bremsen plagten mit ihren unerträglichen Stichen Menschen und Vieh, kein Windzug regte sich. Gegen Mittag verdichtete sich der Himmel, rasch war er mit grauschwarzen Wolken überzogen und ein unheimliches Wetterleuchten zuckte in der Ferne um die Berge. Gegen Luzern hin war der Horizont unheimlich graugrün gefärbt, ein plötzlicher Windstoß segte durch die Straßen und wirbelte den Staub hoch auf; nicht lange ging's und der Tag schien in dunkle Nacht verwandelt. In den Wäldern toste und raste der Wind, die Bäume ächzten und beugten sich unter der Wucht des daherbrausenden Sturmes. Fensterläden schlugen krachend zu, Blumentöpfe flogen auf die Straße. Vom Pilatus her kam es brandkohlenschwarz dahergefahren, Blitz auf Blitz flammte auf und der Donner rollte und polterte schauerlich. Zuerst fielen einzelne große schwere Tropfen, dann rauschte eine Flut von Regen daher, schon tanzten einige Hagelkörner zwischen den Wassersträngen

herum, jetzt rasselte und prasselte ein ganzes Regiment von Schlossen auf Dächer und Straßen herab. Im Nu war der Boden mit nahezu nußgroßen Eiskörnern bedeckt, das Gras war in den Boden gestampft, die Bäume standen entblättert und kahl da und die Rinde hing in Fetzen an den Stämmen herab. Zahllose Fensterscheiben waren zerschmettert, und auf den Matten lagen ganze Reihen Obstbäume entwurzelt da. Vom Pilatus her war das Unwetter, alles verheerend, über das fruchtbare Gelände des Roßberges und der Kniri gezogen, ergoß sich dann über Stans und Waltersberg und tobte besonders bei Hofstetten, als wäre es darauf abgesehen, die ganze Wut am Gute des Hexenrichters auszulassen. Auf einer Alp des Pilatus wurden im Unwetter mehrere Kinder erschlagen, am Stanserberg zerspaltete der Blitz eine gewaltige Tanne vom Wipfel bis zum Fuße und blutigrot züngelte und loderte die Flamme in die Gewitternacht hinein. Von allen Kirchen und Kapellen her erhoben die Glocken ihre klagende und jammernde Stimme und forderten die Gläubigen zum Gebete auf. Sagte ja schon ein Tagsatzungsbeschluß vom Jahre 1482: „daß dz wetter lütten vnd beten vast gut sig! vmb dz sol man gedenken, auch etwz guß ze tun vnd gott siner gnaden ze bitten.“ Manche Hausfrau versammelte die Familie zum Gebet, zündete geweihte Kerzen an oder warf gesegnete Palmen ins Feuer. Gar viele Leute glaubten steif und fest, das Unwetter sei von Hexen angereiset und bald wurden Mutmaßungen genug laut, diese oder jene Here habe die Hand im Spiel. Eine Frau von Hergiswyl behauptete steif und fest, das Chropfleni habe das Wetter gemacht und es nach Stans und Hofstätten hinübergetrieben, sie selber habe es gesehen, wie das Leni mitten in allem Sturm zum Fenster herausgeschaut und mit seinen Händen absonderliche Zeichen in die Luft gemacht habe. Jetzt zog noch rascher als das Hagelwetter die Kunde durch das Land, das Chropfleni sei eine Wetterhere, es habe den Hagelschauer gemacht — und nicht lange dauerte es, so kam diese Rede auch dem Hexenrichter zu Ohren. Er zögerte nicht, einige von den Leuten, die dieses Gerücht verbreitet hatten, ins Verhör zu nehmen und ihre Ausfagen eidlich bezeugen zu lassen.

Katharina Honegger versicherte unter einem Eide, daß genannte Frau Farlimann von Hergiswyl, auch Chropfleni genannt, mit ihr nach Emmetten gegangen sei und nebst anderem zu

ihr gesagt habe, daß der Teufel bei ihm, d. h. beim Leni in der Küche auf einem Bänkli sitze, wenn es kochte und daß es ihn mit einem Füllbrand oder Hafentlöffel wegtreiben müsse.

Dorothe Steiner zeugte ebenfalls gegen das Leni und sagte, sie traue ihm nichts Gutes, aus der Ursache, daß es gar hässig sig und zuo Ziten so gräulich aussehe, als wenn, b'hüetis Gott! der böß Geist ihr aus den Augen herausluoge, danebet sei es ihr schon seit 50 Jahren zuothruet worden, es sei eine Here.

Agathli Dietenried sagte ebenfalls eidlich aus, es vermute, daß das Leni sich in Katzengestalt zu verwandeln vermöge, sie selber habe gar oft eine große schwarze Katze unter dem Pfeister gesehen und das Leni sei gar nienen umen gewesen, obwohl es habe im Haus sein müssen. Auch habe das Leni wiederholt gedroht, es wolle ein Wetter über den Herenrichter reisen und machen, daß er gnuog Wasser zu suifen bekomme.

Item bezeugte Dielk Andachers Frau, es sige ohngefahr 7 oder 8 Jahre, da sige si einst krank darnieder g'legen und seye das Chropfleni zu ihr kommen, hab' si heim g'sucht und g'sagt: „sind üch die Bein noch g'schwullen?“ Si, die Zeugin, hab' geantwortet, nein, denn die Bein seien ihr entschwullen g'in und haben ihr keineswegs weh gethan. Da habe das Chropfleni gesagt, „so lasset mich luogen.“ Da habe sie, die Zeugin, dem Leni das Bein gezeigt und selbiges habe es angerüehrt und sei mit der Hand zwei — dreimal darüber gefahren. Am selbigen Tag heigen ihr die Beine angefangen so weh zu thun, daß sie nicht mehr habe aufstehen und gehen können. Gemeldeter Schmerzen der Beine habe sich dermaßen gemehret, daß si aufbrochen seien und ihr zwei Jahre lang geflossen seien und viel Wehstage gemacht haben.

Auf diese Aussagen hin wurde das Chropfleni gefänglich eingezogen und in den Herenturm gesetzt. So sehr das böse Weib einst des Bürgenberg-Nazis Frau deswegen ausgelacht hatte, weil sie die Mittel nicht gekannt habe, aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ebenso wenig vermochte sich nun Leni selber aus der Schlinge zu ziehen. Zuerst versuchten die Richter es mit Güte, die Angeklagte zu einem Geständnis zu bringen, — umsonst. Nun ging man mit scharfen Fragen peinlich vor, d. h. man schritt zur Tortur.

Der Richter band der Angeklagten die Hände auf den Rücken, befestigte an denselben das Seil, das durch einen an der Decke befestigten

Kloben lief und zog die Delinquentin langsam in die Höhe, bis ihr die Arme verkehrt und umgedreht über dem Kopfe standen. Ein furchtbarer Schmerzensschrei durchgellte das kleine Gemach. „Ich will alles, alles gestehen!“ rief die Alte, „lasse mich nur um Gotteswillen herab. Ja, ja, ich bin eine Here, tötet mich nur geschwind. Ich habe mit dem Teufel Umgang gehabt und er hat mir eine schwarze Salbe und Pulver gegeben, um damit den Menschen und dem Vieh zu schaden. — O — laßt mich doch herab — ich bekenne ja alles — o weh — o weh! — Ich bin mit dem Teufel auf einer Kunkel durch die Luft gefahren, ich habe auch einmal auf dem Großäckerli und zweimal auf der Trogmatt an Teufelstänzen teilgenommen — dort habe ich auch noch andere Heren gesehen!“

Auf die Frage, wer diese Heren gewesen seien, nannte Leni das Würzenmuotterli, die alte Grünenigeri, die Felleri. Plötslich fuhr ein Strahl von Haß und Gift aus ihren funkelnden Augen, alles Blut schoß ihr in den Kopf und mit von Wut entstelltem Gesichte schrie sie mit kreischender, Mark und Bein durchschneidender Stimme: „Und noch eine, ja noch eine ist dort gewesen, die größte und böseste von allen Heren im ganzen Land, des alten Säckelmeisters Frau, die Barbara Fleckenstein!“

Das Geständnis, das Leni unter den Qualen der Folter ablegte, erfüllte den Herenrichter Zelger mit Angst und Schrecken. Er wußte, worauf das verworfene Weib es mit seiner Aussage abgesehen hatte und was es mit der Anklage der Barbara Fleckenstein bezweckte. Trat der Herenrichter gegen die Angeschuldigte auf, so mußte er gegen eine Frau vorgehen, von deren Unschuld er innerlich überzeugt war, unterließ er eine Untersuchung, oder sprach er die Angeklagte frei, so erhob sich fast das ganze Land gegen ihn und alle bösen Zungen verarbeiteten ihn als einen ungerechten, feigen Richter. So saß er da wie Pilatus und wußte sich nicht zu helfen. Endlich verfiel er auf den Ausweg, die Frau Fleckenstein verhaften zu lassen, aber zugleich als Richter in den Ausstand zu treten, indem er seine Verwandtschaft mit der Beschuldigten vorschützte. — Doch vorher versuchte er noch ein anderes Mittel.

Als das Chropfleni seine Aussage gemacht hatte, fuhr er daselbe zornig an: „du lügst!“ rief er. „Barbara Fleckenstein ist keine Here, und nie bei einer Herenversammlung gewesen. Das hat nur dein gottloser Haß erfunden!“

Nochmals ließ er das Folterseil anziehen, aber das Leni verharrte bei seiner Behauptung und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Tödet mich nur, ich will ja gern eine Hexe sein, wenn ihr mich nur nicht länger foltert. — Tödet mich, aber tötet auch die Barbara, sie hat's so gut verdient wie ich.“ — Entsetzlicher, vom Teufel geschürter Haß! — Die Unglückliche wußte, daß sie verloren war, aber statt sich reuig zu bekehren, suchte sie nur ihre Rachelust zu stillen. Sie gestand eine Menge von Diebstählen, die sie begangen, — von der Folter freigelassen, widerrief sie ihre Aussagen, aber bei der Anklage, Barbara sei eine Hexe, verblieb sie hartnäckig.

So wurde über das Chropfjeni das Urtheil gesprochen, dasselbe eines sträflichen Lebenswandels, der Rückfälligkeit in alte Vergehen, zahlreicher Diebstähle, der Gottlosigkeit und Unholderei für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Das Urtheil lautete:

„Nachdem meine Gnädigen Herren und Oberen ein Ehrsammer Gesezener Landrath vnd die Landlütt gegenwärtiger Malefikanthin, Nämlichen Magdalena Farlimanns von Hergiswil, genannt das Chropfjeni, gethane bekantnußen angehört vnd mit höchstem Leid verstanden, wie daß es (Leider) Gottes Allmächtigen, seiner würdigen Muotter Mariä vnd aller himlischen Herß muotwilliglichen verläugnet, sich der heiligen Christlichen Kirchen guotthaten entzogen, vnd hingegen an den leidigen Satan genzlichen ergeben vnd andere will Gotß lesterliche böse muotwillen vnd übellthaten mehr begangen; Bynebent in kagen gestalt sich verwandelt vnd under sölichem schyn biderben lüten dz ihrig entfrömbdet vnd verunthrūwet — also dz vorgemelte Mine Herren und Obern zwar suog vnd vrsach genuogsam hetent ghan, dise Armselige Person mit dem aller pynlichsten vnd schmächlichsten Todt nach verdienen hinrichten z'laffen, nit nach Strenge der Rechten, sunder villmehr nach gnad vnd barmherzigkeit über sye zu urtheilen. Derowegen zu Recht gesprochen vnd erkennt, dz vorbenambte Magdalena Farlimann durch die Ambtßlüt vor dem Rathhus dem Nachrichten in sine Hand vnd bandt sölle vberantwortet werden, welcher si von dannen bis ghan fronhofen zuo der gewonlichen Richtstat führen vnd daselbst mit dem schwärt von dem Vaben zum Todt hinrichten vnd enthaubten sölle, also, daß uß ihrem Lyb zween theil gemacht werden, der Lyb ein vnd dz haubt der Ander theil, inmassen, dz ein Karrenrad darzwüschen

woll gan möge; demnach der Körper vnd das Haubt samentlich in das für werffen vnd zuo Aeschen verbrennen; Wolgenz die Aeschen in die Erde vergraben, also dz fürhin iedermeniglichen vor ihr sicher vnd kainen schaden witerß nit zuo besorgen habe; Vnd diß den frommen vnd guoten zuo einem schirm, den boßhaften aber zuo einem schrächhen Vnd byspyll. So dann selbiges beschehen, söll es hie zyttlichen genuogsam gebüßt haben Vnd ihre Seel Gott dem Allmächtigen befohlen sein.“

Mehr Aufsehen als der Tod der bekantten Uebelhäterin Leni machte die Verhaftung und Gefangennahme der Barbara Fleckenstein. Die Guten erschrocken und wehklagten, die Uebelgesinnten klatschten Beifall und sagten: „Recht so! Jetzt trifft es einmal auch Eine von den Bornehmen!“ Die einen verteidigten die Witwe als eine edle und rechtlichgesinnte Frau, die sicher nur verläumdet und ein Opfer des Haßes geworden sei, die andern zuckten die Achseln und meinten, sie hätten ihr nie recht getraut, sie sei doch eine Fremde, und man wisse nicht, was sie in ihrer Jugend schon alles getrieben habe. Den alten Herrn Säckelmeister habe sie auch zu umgarnen vermocht, man wisse nicht, mit welchen Mitteln und ein bißchen Scheinheiligkeit habe sie halt immer getrieben. So sprachen böse Leute und niemand gedachte der Opfer, welche die edle Frau brachte, als sie in das Haus des Herrn Balthasar Zelger einzog und Mutterstelle an seinen Kindern vertrat.

Niemand zog die Wohlthaten in Betracht, die sie an Arme und Hilfsbedürftige spendete, denn Barbara verkehrte überhaupt mit sehr wenig Leuten und darum wurde sie vielfach als stolz verschrieen. Weil sie die Kirche fleißig besuchte, galt sie als Frömmlerin und sie, die keinem Menschen etwas zu Leide that, wurde als Heuchlerin u. s. w. verschrieen.

Von der Nachricht der Einkerkung der Frau Barbara war niemand mehr betroffen, als der würdige Pfarrer Mathias Barmettler. Sein erster Gang war zur Familie der Verhafteten, die in Trauer und Schmerz aufgelöst sich nicht zu raten und zu helfen wußte. Mit milden Worten suchte er sie zu trösten und zur Ergebung in Gottes heiligen Willen aufzumuntern, so gut es eben ging. Des Pfarrers zweiter Gang galt den Richtern. In ernster und entschiedener Rede machte er ihnen Vorstellungen, wies auf ihr ungerechtes Verfahren hin, dem so

viele Unschuldige zum Opfer fallen müßten, auf den abergläubischen Wahn des Volkes, der durch dies Vorgehen gegen die vermeintliche Unholderei mehr genährt, als gebessert werde. Aber die eifrige und eindringliche Beredsamkeit des frommen Seelsorgers, der, ein zweiter Friedrich Spee, das herzlichste Mitleid mit den Opfern eines verkehrten Wahns trug, alles, was der edle Priester sagen und beweisen mochte, war umsonst. Man schaute ihn mit mißtrauischen Augen an, gab ihm ausweichende Antwort auf seine Fragen und Beweisführungen und hielt ihn vielleicht gar für beeinflusst von der Unholderei und der Erfolg seiner menschenfreundlichen Thätigkeit war, daß ihm ein Verweis erteilt wurde für seine Teilnahme am Lose der unglücklichen Opfer des Aberglaubens. Von obrigkeitlicher Seite wurde ihm verdeutet, er solle es in Zukunft unterlassen, solche Ansichten zu äußern und zu verteidigen, „falls aber eine Einzige, wider Verhoffens, Klage käme — so soll man darüber angents gemeine Rylchgenossen zemen haben vnd ein Anderen Besseren vnd Rünwigen Pfarrer zu erwellen gewalt haben.“

Das alles schreckte jedoch den seeleneifrigen Mann nicht ab, zu Frau Barbara in den Herenturm zu eilen, sie zu trösten und aufzumuntern, sie möge ihr Vertrauen auf Gott nicht aufgeben, sondern in Vereinigung mit dem gekreuzigten Heiland die Prüfung geduldig über sich ergehen lassen.

V.

Der Tag, an dem Frau Barbara Fleckenstein ihr Verhör bestehen sollte, war erschienen. An Stelle des Herenrichters Johann Zelger von Oberdorf amte Andreas Christen von Buochs.

Nach den üblichen Vorfragen wurde die Angeeschuldigte auch verhört, ob sie eine Hexe sei, und ob sie je mit dem Teufel Umgang gehabt, Zauberei getrieben und Unheil angerichtet habe. Barbara konnte auf all diese Fragen mit einem entschiedenen „Nein“ antworten. Sie berief sich auf ihren unsträflichen Wandel, ihre Zurückgezogenheit und ihre alleinige Sorge für das Wohl ihrer Familie. Hierauf wurden ihr die Aussagen mitgeteilt, die das Chropfsteni gegen sie gemacht hatte. Frau Barbara wies alle An-

schuldigungen des böshaftern Weibes als gemeine Lügen und Verläumdungen zurück. Sie erzählte, was sich einst zwischen ihr und der Alten zugetragen, als diese in der Küche mit ihren Diensthofen und in Gegenwart ihrer Kinder abergläubische Reden geführt habe.

Der Richter ermahnte sie abermalen, frei und offen die volle Wahrheit einzugestehen, damit statt der Strenge die Barmherzigkeit walten könne.

— Barbara beteuerte nochmals ihre Unschuld. Auf dieses hin schritt der unerbittliche Richter zur Tortur. Die arme Frau wurde in ein anderes einem Gefängnis ähnliches Gemach geführt, wo die Folterwerkzeuge bereit lagen und der Nachrichter auf die Ausüb-

ung seines blutigen Amtes harnte. Barbara sah vor sich den Richter am Tische sitzen. Auf dem Tische stand das Bild des Gekreuzigten, an der Wand aber die furchtbare Keiter, an welchen die Glieder der armen Angeklagten ausgestreckt und ausgerenkt wurden. Da hing von der Decke das Seil, an dem die Gefolterten hinaufgezogen wurden, da lagen die Steine, die man an ihre Füße hängte, der rübige und zweirübige und der einen halben Zentner schwere. Das sah Barbara, schluchzend bedeckte sie ihre Augen mit den Händen und sank auf ihre Kniee nieder



Schluchzend bedeckte sie ihre Augen.

Zuerst stellte der Hexenrichter nochmals die üblichen Vorfragen, dann forderte er sie mit ernstesten Worten auf, offen und frei die Wahrheit einzugestehen. — Barbara hatte inzwischen im Stillen Gott um Beistand angerufen, ein Blick auf das Bild des gekreuzigten Heilandes stößte ihr Mut und Vertrauen ein. „So wahr ein Gott im Himmel lebt,“ beteuerte sie unter Thränen, „was ich sage, ist die lautere Wahrheit. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mich einer abergläubischen Handlung schuldig gemacht — und damals folgte ich nur einem allgemeinen Brauche, der immer noch im Volke üblich ist. Ich verbrannte an meinem Hochzeitsabend den Myrtenkranz, um aus seinem Verglimmen einen Schluß auf mein künftiges Glück zu ziehen. Zweimal in meinem Leben hegte ich einen schlimmen Argwohn, in dem ich jemanden für eine Hexe ansah und glaubte, es werde mir von ihr geschadet. Das aber, dessen man mich beschuldigt, habe ich nie gethan. Nie habe ich Hexenwerk getrieben, nie, nie! Ich habe mich nie dem Teufel und seinen Trugwerken ergeben!“

Das beteuerte die Angeklagte, aber der Richter beharrte darauf, daß Barbara ein vollständiges Bekenntnis ablege, daß sie eine Hexe sei. — „Ich kann nicht eingestehen,“ rief die Unglückliche aus, „ich kann nicht bekennen, was ich in meinem ganzen Leben nie, nie gethan habe.“ Durch diese Rede noch mehr zum Zorne gereizt, winkte der Hexenrichter dem Folterknechte und dieser ergriff das Seil, um Barbara zu fesseln.

Die Hände wurden ihr auf dem Rücken an das Seil, welches von der Decke herabhing, festgebunden, dann wurde die große und schwere Frau in die Höhe gezogen, so daß ihre Arme unter furchtbaren Schmerzen über ihrem Haupte verrenkt wurden. — Barbara stöhnte und jammerte, aber kein Wort eines Eingeständnisses kam über ihre Lippen, die Marterin blieb standhaft. — Da ließ der Hexenrichter das Seil rasch anziehen und ebenso rasch wieder loslassen — was den Schmerz der Gefolterten verdoppelte — aber die starke Frau überwand auch diese Qualen und — beteuerte ihre Schuldlosigkeit.

Doch das Maß der Leiden und der Prüfung war noch nicht voll. Erbittert über die vermeintliche Hartnäckigkeit und den zähen Widerstand der Delinquentin ließ der Hexenrichter den rübrigen Stein, dann den zweirübrigen, an ihre Füße hängen und sie so zu wiederholten Malen am Seile aufziehen, ja sogar einige Zeit lang

an demselben hängen. — Gott gab der Dulderin die Kraft, auch diese Qual auszuhalten. Entlich ermüdeten der Henker und Richter, sie ließen die Halbtodte in den Kerker zurückführen.

Inzwischen lagen die Angehörigen der Frau Barbara Fleckenstein auf ihren Knien und beteten voll Jubrunst für die arme eingekerkerte Mutter und Schwägerin. Bis nach Luzern drang die Kunde von ihrer Einkerkung und die einflußreichsten Persönlichkeiten in Luzern und in Stans boten alles auf, die Gefangene zu retten. In den Ratsprotokollen der damaligen Zeit lesen wir unter dem Datum vom 17. Wintermonat 1628 Folgendes:

„Demnach sindt erschienen der Edel, fürsichtig vnd wyß Hr. Landtvogt Melchior Lussy Sambt sinen geliebten Schwägeren Rutenambt Beat Jakob, Heinrich und Melchior, als Rybliche Brüederen, wie euch Fändrich Caspar Zelgeren, Nebent einem Intercession schryben von H. Commenturen von Honerich, Vnd dz Innamen Ihro Frauen Mütterlin, Schwygeri Und Schwöster F. Barbara Fleckenstein, welche dann vs befelch M. G. H. vnd Oberen in gefangenschafft Inzogen worden wegen Verdachts der Vnholderey, darüber examinirt vnd torturiert worden, darumen Ihr höchstes Vnd trungenlichstes Bitten, hiermit der gemelten Frauen Verschonen vnd an ihro Marter, welche sye albereit überstanden, ein vernügen tragen, Vnd sye der gefangenschafft endleidigen. Waruff M. G. H. gern bemelten Sühnen, fründt Vnd Verwandten hettent Nach Ihrem Begeren Gewyllfaret. Mit destoweniger Ist solches Ingestellt biß an ein Geseßenen Landtrath soll solbiges fürbracht werden; harzwüschent soll von Ihrent wegen Kundtschafft Ingenomen werden.“ (R. L. P. IX. 86.)

Es war ein Strahl der Hoffnung, der den Kindern und Verwandten der Frau Säckelmeister leuchtete, als auf ihre Vorstellung hin die Gnädigen Herren und Obern beschloßen, die Angelegenheit vor dem geseßenen Landrat vorzubringen. Es war ein Strahl der Hoffnung, wenn auch nur ein schwacher, denn man konnte nicht voraussehen, ob die Stimmung im Landrate der Angeklagten günstig sein möchte. Inzwischen verdoppelten besonders die Kinder das Gebet für ihre Mutter.

Nach drei Tagen versammelte sich die hohe Regierung abermals in der gleichen Angelegenheit. Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld,

Angst und Besorgnis die Familie Zelger den Entscheid erwartete. Abermals wurde der Beschluß gefaßt auf die Fürsprache ihrer Verwandten hin, die Barbara Fleckenstein vor den nächsten Landrat zu stellen. Da man aber ihretwegen bereits Kundschaft eingezogen und „darinnen etwas Argwohns funden, so erkannten die Herren und Oberrn, daß sie am gleichen Tage nochmals sollte gefoltert werden gleich den Andern und zwar mit dem halben Zentner. —

Wie ein Donnerschlag traf die Kunde von diesem Entscheide die Gefangene und ihre Anverwandten. Aber die Gnade von oben, das Bewußtsein der Unschuld und der Gedanke mit Jesus leiden und dulden zu können, gibt selbst dem schwachen Weibe Mut und Stärke, welche die Männer beschämen.

Barbara legte auch auf diese Folter kein Geständnis ab und beharrte auf ihrer Schuldelosigkeit.

Es war am 9. Christmonat des gleichen Jahres 1628, als sich in Nidwalden wie ein Lauffeuer die Schreckenskunde verbreitete, in Luzern sei ein Krämer Namens Hans Danner an der Pest gestorben. — An der Pest! — das Wort wirkte nieder-

schmetternd auf alle Gemüter! Die Pest — die längst gefürchtete, der entsetzliche, der verheerende und schonungslose schwarze Tod stand an der Grenze. Von fernen Landen herziehend, war diese furchtbare Landplage schon im Jahre 1610 in Basel eingezogen und hatte in kurzer Zeit bei 4000 Menschen dahingerafft. In den folgenden Jahren drang sie immer tiefer und tiefer ins Land und verbreitete sich zeitweilig mächtiger und verheerender, bis sie die Gebirgsthäler der Waldstätte erreichte und auch im Unterwaldnerlande ihren grauenerregenden Einzug hielt. In Dörfern und Gemeinden wütete die schonungslose ansteckende Krankheit, die von ihr Befallenen waren in wenigen

Tagen eine Beute des Todes. Bis zum 26. März 1630 starben einzig in Sarnen 430 Personen. In Stans fielen vom 1. bis 16. Herbstmonat 1629 dem schwarzen Tode 107 Personen zur Beute, während der Jahre 1628 bis 1630 sanken über 900 Menschen ins Grab. — In Stans mußten, um weitem Ansteckungen vorzubeugen, alle von der Seuche Ergriffenen, ihre Wärter und wer mit ihnen lebte, im obern Beinhaus dem Gottesdienste amwohnen; diejenigen, welche zwar von den Pestkranken und ihren Pflegern sich absonderten, aber doch mit ihnen im gleichen

Hause wohnten, besuchten die Pfarrkirche, die Gesunden aber die beiden Klöster. Zuwiderhandelnde wurden mit einer Krone Buße belegt.

Die furchtbare Geißel Gottes, die über das ganze Land geschwungen wurde, züchtigte zwar, aber sie besserte auch. Vielen gingen die Augen auf. Die Obrigkeit suchte mit allen Mitteln und aller Sorgfalt dem Uebel zu steuern, aber sie wurde auch milder und einsichtsvoller in ihrem Verfahren gegen die Unholderei. Als Pfarrer Mathias Barmettler in diesen traurigen Zeiten abermals auf der Kanzel erschien, seine Pfarrkinder auf die Strafe Gottes aufmerksam machte und sie zur Buße und Einkehr in ihre Herzen aufforderte, sie vor Ver-

läumdung, Ungerechtig-keit, Aberglauben und eitlen Wahn und besonders davor warnte, alles Unglück auf einzelne, ganz schuldlose Personen zu schieben und dieselben grausam, ja unmenschlich zu behandeln, da wurden seine Worte von der Obrigkeit nicht mehr gerügt, sie fanden vielmehr williges Gehör und fruchtbaren Boden in den Herzen von Hoch und Niedrig. — Als die Angelegenheit der Barbara Fleckenstein vor den geseßenen Landrat kam und die Verwandten nochmals Fürbitte einlegten und ein dringendes Gesuch um Freilassung der Ange-



Die kleinen Entfelkinder umgaben die Kranke.

schuldigten an die Herren Räte richteten, da waren die Herzen der Richter bereits umgestimmt, die traurige Heimsuchung hatte ihre Augen geöffnet, die edle Dulderin Barbara Fleckenstein wurde freigesprochen und aus dem Herenturme entlassen.

* * *

Körperlich gebrochen, aber geistig gestärkt im Vertrauen auf Gott, der die Seinen nicht verläßt, kehrte Frau Barbara zu den lieben Ihrigen zurück — aber, ach — das Maß der Prüfung war noch nicht voll, der Kelch der Leiden noch nicht bis auf den letzten Tropfen geleert. — Barbara fand zwei liebe, treue Kinder nicht mehr im Hause, sie lagen auf dem stillen Friedhofe neben der Kirche bei den zahlreichen übrigen Opfern der Pest. Zuerst hatte der schreckliche schwarze Tod Barbaras Stieftochter Anna hinweggerafft, wenige Tage war ihr die treue Pflegerin, Barbaras leibliche Tochter Elisabeth gefolgt. Mit der trostlosen Mutter weinten am Grabe der Dahingeshiedenen ihr Gatte Landvogt Melchior Lussy und ihre beiden Kinder, die erst 6 Jahre alte Magdalena und der 11 Jahre zählende Andreas.

Mit Freuden hoffte Barbara in ihr Haus einzuziehen, — da traf dieser Doppelschmerz ihre Seele — das war zu viel. Die Dulderin ver-

fiel in eine schwere Krankheit und schwebte lange zwischen Leben und Tod. Endlich siegte ihre kräftige Natur; der Frühling kam ins Land und brachte milde Lüfte, Blumenduft und neues Leben. Die milden Strahlen der Frühlingssonne thaten ihr so wohl, gerne ließ sie sich in den Garten vor dem Hause hinabtragen, wo alles blühte, keimte und sproßte und die Blumen in den herrlichsten Farben, die Blätter im zartesten Grün prangten.

Wenn die kleinen Enkelkinder die Kranke umgaben, ihr Blumen pflückten und zum Geschenke übergaben, da glitt ein milder Schein des Glückes über das schmerzdurchfurchte Antlitz der Großmutter. Ihr schönes Auge füllte sich wieder mit dem alten Glanze — ein neuer Frühling des Glückes, ein neues Leben schien ihr aufzugehen. Wohl zogen vor ihrem Geiste die Bilder trauriger Tage vorüber, trübe Ahnungen sah sie schrecklich erfüllt — aber in allem erkannte sie die Hand der Vorsehung. Oft besuchte sie ihr väterlicher Freund Pfarrer Barmettler, der seiner Pfründe entsagt, aber die Klosterkaplanei gegründet hatte. Beide hatten noch den Trost, zu sehen, wie nach und nach eine bessere Einsicht unter ihren Landsleuten sich Bahn brach und wie allmählig der Wahn der Unholderei verschwand, der so viele und schreckliche Opfer gefordert hatte.



Engelberg einst und jetzt.

Hoch droben im schönen Engelbergertal, in das jetzt alljährlich die Kurgäste aus aller Herren Ländern zu Tausenden hinaufströmen, hat es vor nicht gar langer Zeit noch Leute genug gegeben, die nie eine Eisenbahn sahen und nie auf einem Dampfschiff fuhren. Heute ist das anders geworden; der Nachtwächter von Engelberg wandelt in elektrischem Lichte und die Seidenweberin fährt mit ihrem Wupp auf elektrischer Bahn, der Telegraph meldet dem Metzger die Ankunft eines Transportes von Kälbern und der Koch bestellt seinen Chabis durchs Telephon. Mancher aber, der jetzt bequem im eleganten Waggon am Hofhimmel vorbeirutscht, mag bei sich denken, wie es etwa vor fünfzig Jahren oder gar zu Anfang

dieses Jahrhunderts mit den Verkehrsmitteln hier zu Lande ausgesehen habe. Den Kalendermann hat das selber auch schon gewundert und er hat alte Leute darüber befragt und will nun seinen Lesern melden, was er von ihnen erfahren.

Wer zu Anfang dieses Jahrhunderts Engelberg aufsuchen wollte, der mußte zu Fuß den Berg erklimmen oder ein Pferd besteigen. Im Grafenort, das jetzt bereits auf eigenen Ansichts-Postkarten verewigt ist, führte noch keine bequeme Straße durch üppige Wiesen und grünende Matten. Die Na machte ihre Spaziergänge, wohin sie wollte und die kleine Thalebene vor dem Eingang in die Schlucht war mit Gestrüpp bewachsen und Steingeröll überdeckt. Nach Engelberg führte ein